

No. 53

Eing. 20 Juli 1847

Dem Comité der ev. luth. Missions-
Gesellschaft in Dresden

Encounter Bay, d 10ten Oct. 1846

Liebe Brüder!

Es sind nun mehrere Monate, seit ich meinen früheren Posten in Port Lincoln mit dem hiesigen vertauscht habe. Nachdem auf der gemeinsamen Berathung aller Brüder im vergangenen Januar diese Änderung beschlossen und unmittelbar darauf durch ein von Ihnen eingegangenes Schreiben im Voraus anrathend bestätigt war, reichete ich wieder auf meinen frühern Aufenthaltsorte, um meine Sachen zu ordnen und kam Ende März bei Bruder Meyer hier an. Während der sechs Monate, die seitdem verflossen sind, sollte man denken, hätten sich mancherlei Erfahrungen sammeln und Vergleichen zwischen diesen und dem aufzunehmenden Posten in Port Lincoln anstellen lassen, die dazu befähigten, ein Urtheil über den Vortheil oder Nachtheil des geschehenen Schrittes abzugeben. Ich muß jedoch gestehen, daß ich mich in dieser Hinsicht in einigen Verlegenheit befinde, theils weil der Schwierigkeiten, die der Missionar unter den Urbewohnern dieses Landes überwinden soll, überall so viele und so gewaltige sind, daß ein Mehr oder Minder derselben an diesem oder jenem Orte weniger in Betracht kommt, theils weil ich immer noch meine und hoffe, daß ich bis jetzt die in Bezug auf das Leben und Treiben der Eingeborenen ungünstigere Hälfte des Jahres erst kennen gelernt, und daß die bessere noch bevorstehe. Ungünstiger für die Urbewohner nenne ich die sechs Monate vom April bis September, weil während derselben die Wallfischerei hier besteht, deren Arbeiter einen betrübend unsittlichen und in jeder Weise verderblichen Einfluß auf sie üben.

Ungeachtet der Gleichmäßigkeit der Lebensweise nach Sitten unter den verschiedenen Stämmen Südaustraliens, bemerkt man doch eine nicht unbedeutende Verschiedenheit des Characters. Die Encounterbayer Urbewohner sind unzweifelhaft künftiger, sowohl in körperlicher als geistiger Hinsicht, als die Stämme in Port Lincoln, aber zugleich auch weniger lebhaft, freundlich und lenksam, der Umgang mit den letztern ist, daher viel leichter und wohlthuender als mit den hiesigen Eingeborenen. Ob diesblos daher kommt, daß diese länger mit Europäern verkehrt und durchaus manches angenommen haben, was ihnen ursprünglich fremd gewesen, ist deshalb nicht unwahrscheinlich, weil ihr Benehmen unter sich ganz verschieden von dem zu sein scheint, was sie gegen Weiße beobachten. Ich muß gestehen, daß sie

mir im Ganzen weit weniger liebenswürdig vorkommen als meine alten bekannten in Port Lincoln.

Da der Unterricht in der Schule in englischer Sprache ertheilt wird, so waren Bruder Meyer und ich gleich anfangs übereingekommen, daß ich die Knaben unterrichten und er hauptsächlich mit den Alten sich beschäftigen sollte, weil er ihre Sprache versteht. Es waren bei meiner Ankunft acht Knaben hier von ungleichem Alter, einige mochten zehn, andere fünfzehn Jahre alt sein, leider aber hielten sie nicht lange aus. Sie hatten bei einem Nachbar mehrere Stangen Taback gestohlen, wofür wir sie bestrafen zu müssen glaubten und dies war, wie sie wenigstens vorgaben, die nächste Veranlassung, zu ihrem weglaufen. Ich folgte ihnen zu Pferde sogleich nach, und mehrere Meilen ihrer Spur am Seestrande folgend und in der Hoffnung sie einzuholen und sie zu bewegen, zurück zu kommen. allein sie hatten mich von Ferne bemerkt und sich versteckt, wie ich aus dem plötzlichen Verschwinden ihrer Spur muthmaßte und sie selber auch später gestanden. Sie hatten sich auf das jenseitige Ufer des Murray begeben, wo sich ihnen nicht nachfolgen ließ.

Nach Verlauf von mehreren Wochen kamen sie endlich allmählich zurück, als die Fischerei in vollem Gange und Wallfischfleisch in Menge vorhanden war, nämlich im Monat Mai. Aber nun ging die Plage mit ihnen erst recht an. Zwar ließen sie sich bereden, wieder in die Schule zu kommen, aber ehe man sich versah, und wenn man es am wenigsten erwartete, waren sie alle oder zum Theil fort und steckten unter ihren Verwandten auf der Fischerei. Gingen Bruder Meyer oder ich zu ihnen, so fanden wir in der Regel, daß sie uns von fern bemerkt und sich irgendwo hinter den Felsen der steilen Meeresküste versteckt hatten. Nur dadurch, daß man den Eltern oder Verwandten Belohnung an Decken oder Mehl versprach, wenn sie die Kinder zu uns brächten, wurde es möglich, sie zuweilen auf acht oder vierzehn Tage wieder zu bekommen. Als die Fischerei aufhörte und gleichzeitig die von der Regierung angeschafften Kleidungsstücke (nämlich ein wollenes und ein baumwollenes Hemd, sowie eine leinene Hose für jeden Knaben) sie lockten, schien es, daß sie sich wieder ganz bei uns zu Hause fühlten. Sie freuten sich über ihre neuen Kleider, bepflanzten für sich ein großes Beet mit Melonensamen und versprachen wiederholt nicht wieder weglaufen zu wollen.

Allein kaum war statt der bisherigen regnerischen schöne Witterung eingetreten, als sich die Hälfte von ihnen eines Morgens nach dem Frühstück davon gemacht hatte, mit Zurücklassung ihrer Kleider, denen die andren einige Tage später folgten. Wir hoffeten, sie würden nach Verlauf von einigen Tagen zurück kommen, um so mehr, als sie wußten, daß Fleisch und Mehl in Menge für sie da wäre, allein schon sind mehrere Wochen verflossen, ohne daß sie sich hätten sehen lassen. Ich brauche nicht hinzu zufügen, wie sehr solche Erfahrungen betrüben und entmuthigen; wir bedürfen, nebst unserm eigenen Flehen, sehr der Fürbitte unserer Brüder daheim, daß der Herr uns Geduld verleihen und die Hoffnung und den Muth zum Ausharren stärken wolle.

Obgleich die englische Sprache noch immer ein unvollkommenes Mittheilungsmittel für die Kinder ist, wegen ihrer mangelhaften Kenntniß derselben, so kann man doch nicht anders sagen, als daß sie hinreichende Fähigkeit und Aufmerksamkeit besitzen und Fortschritte in ihrem Lernen zu machen, wenn sie stetig unterrichtet werden könnten. Freilich aber haben sie es bis jetzt noch nicht weit gebracht, da sie bei dem beständigen Kommen und Gehen die Woche vergessen, was sie in der andern gelernt. Dazu kommt, daß die älteren fortgeschritteneren Knaben oft ausblieben, während neue und ganz unwissende sich einfanden, wodurch das Einhalten eines regelmäßigen Unterrichtsplanes beinahe unmöglich gemacht wird.

Von den ursprünglich für Port Lincoln bestimmten £ 100 (über deren Verausgabung ich eine Rechnung beilege), haben wir einen Pflug und vier Zugochsen angeschafft, mit denen Salomo und Bob pflügen sollten. Letzterer kam indeß erst, als die Saatzeit schon längst vorüber war, und ersterer ließ ebenfalls eine geraume Zeit auf sich warten; doch freuten wir uns, daß er nicht auch ganz ausblieb. Zu den eben erwähnten vier kamen noch zwei junge Ochsen, die Herr Moorhouse dem Salomo mit der Bedingung, daß er bei uns bleibe, zum Geschenk gemacht hat. Da kein europäischer Arbeiter zu haben und kein des Pflügens kundiger Eingeborener vorhanden war, so mußte ich mich selbst bequemen den Pflug zu führen. Salomo schien die Sache gar nicht übel zu gefallen und er hat einen ganzen Monat brav mit mir ausgehalten, obgleich es an Schwierigkeiten nicht fehlte, die manchmal uns beiden die Arbeit verleiden konnten. Nämlich vier von den Ochsen waren noch jung und erst wenig eingeübt, während die andern beiden sehr alt und langsam waren und daher den jüngeren nicht schnell genug aus dem Wege gingen. Dazu fürchteten sich diese Thiere sehr vor Schwarzen und daher kam es, daß, so viele Mühe sich Salomo auch gab, es ihm doch nicht möglich war, den Zug immer in gerader Richtung zu erhalten. Natürlich wurde hierdurch die Arbeit mir sehr erschwert und da auch der Pflug sehr schwer war, so muß ich sagen, daß mir die Führung desselben blutsauer wurde. Das Feld, auf dem wir pflügten, ist eine Stunde Weges von hier, die wir alle Morgen und Abende zu Fuß zurück zu legen hatten. Mitunter ließen auch die Knaben die Ochsen weglaufen, wenn wir sie ihnen zu hüten gegeben hatten, sodaß man nachher nicht allein das Vieh, sondern auch die Jungen wieder zu suchen hatten.

Ich erwähne alle diese kleinen Umstände, um zu zeigen, wie schwierig es ist, etwas vor sich zu bringen, wenn man ganz von Eingeborenen abhängig ist. Man kann sich niemals mit Gewißheit auf sie verlassen, daher auch nichts im Voraus berechnen. Doch ist es uns gelungen, während des ganzen Monats Juni sieben englische Morgen zu beackern und zu besäen. Der Boden ist sehr gut und obgleich spät besäet, glaube ich doch auf einen wenigstens mittelmäßige Ernte rechnen zu dürfen. Allein die gewaltigen Regengüsse, die während des verflossenen Winters in nie zuvor gesehener Menge herabströmten, setzten das ganze Feld unter Wasser, in Folge dessen die Saat größten Theils umgekommen ist. Ich glaube kaum, daß mir das Samenkorn und der Pachtzins, der zwei Büschel vom Acker beträgt, einernten werde.

Bruder Meyer hat erwähnt, daß wir ganz in unserer Nähe etwas Land gekauft haben. Dadurch werden wir in Stand gesetzt werden, nächstes Jahr mit mehr Aussicht auf Erfolg und mit geringerer Mühe als in diesem Jahre Ackerbau mit und für die Eingeborenen zu treiben, wenn letztere dazu geneigt sein sollten. Wenn mehrere der Eingeborenen von Salomo's Sinn und Ausdauer wären, so ließe sich in dieser Beziehung Vieles hoffen. Ich muß ihm das Zeugniß geben, daß er sich in diesen Jahre mehr Mühe genommen hat, als ich erwartet und die bloß seinem Interesse an der Sache, nicht etwa der augenblicklichen Belohnung zuzuschreiben ist. Dies ist aber viel gesagt von einem Urbewohner, da, wie Sie wissen, das Volk gewohnt ist, nur die Bedürfnisse des Augenblicks zu berücksichtigen und sich um den morgenden Tag nicht zu kümmern.

Sie hatten in einem Ihrer Schreiben die Weisung erteilt, daß, solange ich der Sprache der Eingeborenen nicht mächtig sei, ich die Pastoral- und Schulgeschäfte übernehmen, dagegen Bruder Meyer sein Augenmerk mehr auf die Erwachsenen richten möge. Was die Schule angeht, so habe ich Ihren Auftrag befolgt; so weit die hiesigen Zustände es zuließen; das Predigen im Englischen aber hat Bruder Meyer fortgesetzt, weil es ihm eben so leicht wird, als es mir Zeit und Mühe kosten wird. Übrigens ist zu bemerken, daß seit der Rückkehr des Independentenpredigers Newland der Besuch des englischen Gottesdienstes sehr abgenommen hat, indem die Ansiedler, meistens selber Independenten oder andere Dissenter sich dem Prediger dieser Kirchengenossenschaft um so mehr anschließen, als seit Kurzem eine kleine Kapelle von ihm hier erbaut ist.

Am zehnten Sonntage nach Trinitatis, oder vielmehr am drauf folgenden Montage, begann zu Bethanien, vierzig engl. Meilen südlich von Adelaide, die lutherische Synode der Gemeinden der beiden Pastoren Fritzsche und Kavel, wozu beigelegtes Ausschreiben des letzteren einladet. Pastor Kavel hatte ohne Zweifel absichtlich unterlassen, uns Missionaren ein Exemplar des gedruckten Ausschreibens zuzusenden, daher schickte uns Pastor Fritzsche ein solches nebst einen Begleitschreiben, worin er uns dringend aufforderte, der Synode beizuwohnen. Mit Ausnahme des Bruders Meyer, da wir beide nicht wohl abkommen konnten, reiseten wir alle nach Bethanien und beteiligten uns fünf Tage nach einander an den Berathungen der Synodalen. Zum bessern Verständnisse des Kavelschen Ausschreibens sowohl, wie der Vorgänge auf der Synode, schicke ich die Bemerkung voraus, daß sich seit Jahr und Tag zwei Partheien schroff, man kann sagen feindlich, einander gegenüber stehen. Die eine Parthei, Chiliasten genannt, drängt nicht nur die Lehre vom 1.000-jährigen Reiche, als nothwendiges Kennzeichen wahren und lebendigen Christenthums in der Gemeinde, in den Vordergrund, sondern erklärt auch alle in der Offenbarung Johannis enthaltenen Weissagungen und bildlichen Anschauungen, die sich auf das 1.000-jährige Reich beziehen, durchaus buchstäblich; behauptet sonach, daß Christus sichtbarlich wiederkommen und 1.000 Jahre mit den Seinen auf Eden regieren, seine Widersacher aber vernichten, das Volk Israel als solches und in toto zu sich bekehren werde usw. Diese Parthei hat den Pastor Kavel zu ihrem Haupte.

Weil nun die Gegner, an deren Spitze Past. Fritsche steht, wieder die ebengenannten Lehrendie Bekenntnißschriften unserer Kirche, namentlich den 17ten Artikel der Augsburgischen Confession anführten; so fand sich Pastor Kavel veranlaßt, vorgebliche Irrthümer an denselben nachzuweisen, wie in dem Ausschreiben geschehen ist, um auf solche Weise das Ansehen der Bekenntnißschriften überhaupt zu schwächen. --

Die Synode begann mit Gesang und Gebet. Der erste Vormittag verstrich mit Verhandlungen über die Zulässigkeit gewisser Personen, die entweder unter der Kirchenzucht standen oder sonst als nicht zulässig zu den Berathungen angesehen wurden, Den Schluß von diesen Erörterungen bildete die Frage, ob auch wir Missionare lutherisch und daher zu einer lutherischen Synode zulässig seien. Lange Zeit wich man uns aus, bis zuletzt Pastor Kavel auf mein Dring, der Sache ein Ende zu machen und uns wissen zu lassen, ob wir alle bleiben könnten oder gehen sollten, erklärte, daß ein Theil der Synodalen uns ohne Zweifel als lutherisch betrachten dürfte, der andre Theil dagegen Bedenken hegen müßte. Ein langes und breites und viel Verwirrtes wurde gesprochen, weil es an der Ordnung fehlte und oft mehrere zu gleicher Zeit sprachen, so daß es unmöglich war, einen regelmäßigen Gang der Verhandlungen einzuhalten und noch unmöglicher ist, einen umständlichen Bericht über dieselben zu geben.

Allerlei Ausstellungen wurden von dem Chiliasten gegen die Missionare gemacht, mancherlei Gerüchte hervorgesucht um zu beweisen, daß weder wir noch die Dresdener Gesellschaft lutherisch seien, die wir aber zumeist leicht niederschlagen konnten. Zuletzt aber entschied sich Pastor Kavel und mit ihm seine Gemeinde dahin, daß sie nicht anerkennen könnten, weil wir mit der lutherischen Kirche Deutschlands in Verbindung stehen, die durch die unchristliche Consistorialverfassung unter weltlichen Fürstengewalt stehe, und daß sie mit Nichts und mit Niemand in Verbindung treten könnten, der diese Verfassung thatsächlich anerkenne. Es wurde entgegnet, daß doch Pastor Kavel bei seiner Auswanderung ein Schriftchen habe drucken lassen, worin er sich als lutherischer Geistlicher ausbe und als solcher von der noch bestehenden lutherischen Kirche Deutschlands, Skandinaviens und Amerikas anerkannt zu werden verlange. Er entgegnete, daß er jetzt mehr Licht bekommen habe und sagte sich unumwunden öffentlich, feierlich und nachdrücklich von der lutherischen Kirche los, wie sie sich seit 300 Jahren entwickelt habe. Ja er behauptete, daß auf Grund der Bekenntnißschriften die lutherische Kirche unter die Fürstengewalt gekommen sei und daß mit Anerkennung der Symbolischen Bücher auch die Anerkennung der Fürstengewalt in der Kirch unzertrennlich sei. Es half nichts, daß man entgegnete, das Vorherrschen der fürstlichen Gewalt in der Kirche sei zu beklagen und werde auch von allen Freunden der Kirche daheim beklagt; daß wir die Pflicht hätten, Gott zu danken, für die Freiheit, die wir hier genossen, aber am wenigsten ein Recht hätten, auf die, welche zu Hause den heißen Kampf für der Kirche Freiheit kämpften, einen Stein zu werfen.

Es half alles nichts. Man verlangte öffentliches Austreten aus dem staatlichen Kirchenverbände von denen, mit denen man kirchliche Gemeinschaft eingehen könne. Mit solchen eigensinnigen, undenkbaren, alle Kirchengeschichte befriedigenden, wählerischen Ansichten war eine Einigung aber so wenig, noch wünschenswerth, als möglich, und was vorauszusehen gewesen war, nach dem Inhalt des Ausschreibens, geschah, es kam zum offenen und wie ich fürchte, zum bleibenden Bruche. Leider geschah dies auf eine Weise, die nicht zu billigen, die ich aber erwähne, um ein Vorstellung von dem Geiste zu geben, in welchem die demokratische Synode in Südastralien, die Pastor Kavel bald nach seiner Einwanderung einführte und auf die er ein so großes Gewicht legte, gehalten werde. Pastor Kavel hatte die Behauptung ausgesprochen, daß wenn die Königin von England uns Lutheranern morgen einen Bischof setzen wollte, so müßten wir uns solches vermöge der symbolischen Bücher gefallen lassen.

Darauf sagte Pastor Fritsche: hingegen muß ich zeugen. Wenn Du, Pastor Kavel!, der Überzeugung bist, daß unsere Bekenntnisschriften solche schwache Rollen haben, warum gibst Du der Regierung dazu einen Fingerzeig, wie in dem Ausschreiben geschehe, statt Du sie hättest sollen in das gehörige Licht setzen. Auf solche Weise übst Du ja einen Verrath an der Kirche.

Mehrere: Ja, Pastor Kavel, Sie sind der Verräther der Kirche. Pastor Kavel machte Miene, sich zu entfernen und gleichzeitig erschallt von fast allen Chiliasten: Kommen Sie, Herr Pastor, lassen Sie uns gehen. Ihr seid schöne Lutheraner, Ihr wollt im Finstern mausen; das müssen schöne Bekenntnisse sein, die nicht alle Welt wissen darf usw.

Pastor Kavel erklärte nun noch mit wenigen Worten, daß er der Synode nicht länger beiwohnen könne und entfernte sich mit seinen Anhängern, ohne die irrige Auffassung des von Pastor Fritsche geschehenen Ausspruchs sich erklären lassen zu wollen. Ein Versuch am nächsten Morgen die Synode wieder herzustellen, scheiterte. Pastor Kavel beschuldigte seinen Gegner der Lästerung und erklärte, nur dann mit ihnen gemeinsame Berathungen halten zu wollen, wenn sie Buße thäten und aufhörten, Gottes Wort zu verdrehen. Wir Missionare verhielten uns natürlich bei diesen wie bei vorhergegangenen üblichen Vorfällen leidend.

Pastor Fritsche führte nachdem noch die Synode mit seiner Gemeinde fort und ersuchte uns, ebenfalls zu bleiben. Es kam nun zu gegenseitigen Erklärungen zwischen uns und der Gemeinde, wobei wir unserer Seits manchen Fehler und jene ihre bisherigen Verkennungen eingestanden. Es kam zu einer herzlichen kirchlichen Einigung, einige, uns wie mehreren Gemeindegliedern anstößige Stellen der Gemeindedeordnung, wurde beschlossen, sollten abgeändert werden, und man sah allerseits die Nothwendigkeit ein, von dem bisherigen mehr oder minder sectirerischen auf den allgemein Kirchlichen Standpunct zu treten und ein Verband mit dem gläubigen Theile der lutherischen Kirche aller Länder zu bleiben. Eine tiefverwurzelte Engherzigkeit gab sich jedoch ebenfalls noch kund, so zum Beispiel

wurde alles Ernstes darüber verhandelt, ob auch von jetzt an Lutheraner und Chiliasten sich verheirathen dürften, ja ob auch bereits gegebene Eheversprechungen zu halten seien. Letztere Frage wurde bedingt bejaht, erstere aber entschieden verneint.

Erwägt man nun, daß schon ein Verbot besteht, auf welchem kein Gemeindeglied sich mit einer andern als der Gemeinde angehörigen Person, bei Verlust der kirchlichen Gemeinschaft verheirathen darf, und daß nun die Gemeinde oder vielmehr die beiden Gemeinden auf die Hälfte der früheren Seelenzahl zusammengeschmolzen ist, durch Austritt der andern Hälfte, so muß solche beschränkende Satzung für unausführbar und selbst gefährlich für das Gedeihen der Gemeinde erkannt werden.

Die Absendung dieses Briefes hat sich leider sehr in die Länge gezogen aus Ursachen, die ich nicht in meiner Gewalt hatte. Ich kann nur noch hinzufügen, daß die Ernte des von mir und Salomo beackerten Feldes besser ausgefallen ist, als wir erwartet hatten. Doch kommt dieser Vortheil weder der Mission noch den Eingeborenen zu Nutz, weil Keiner der letzteren vermocht werden konnte, den Weizen zu schneiden, als er reif war.

Die Ursache war theils die Entfernung des Feldes von der Bay, theils und hauptsächlich wohl der Umstand, daß der größte Theil des Weizens in der Nachbarschaft schon eingeerntet war, wobei die Schwarzen sich Decken u. dgl. verdient hatten; und da auf den abgeernteten Feldern die Weiber durch Ährenlesen Nahrung genug herbei trugen, so fühlten sie keine Neigung, das behagliche Nichtsthun mit der Mühwaltung zu vertauschen, ihr eigenes Korn zu schneiden. Ich bot ihnen Decken, Mehl und Geld obendrein, wenn sie nur mit mir kommen wollten auf wenige Tage um das überreife Getreide vor dem Ausfallen abzuschneiden. Es war umsonst und mir blieb nichts übrig, als dem Manne, von dem wir gepachtet hatten, den Weizen gegen Erlassung der Pacht und zwölf Scheffel Weizen zu überlassen, so daß wir den Saatweizen zurück erhalten und noch zwei ganze Scheffel darüber für alle Mühe und Arbeit. Salomo war abwesend, sonst hätte er vielleicht sich doch bewegen lassen, das Korn einzubringen, wenn wir es ihm auch ganz und gar hätten überlassen müssen.

Ich kann versichern, daß mich diese Erfahrung sehr geschmerzt hat, um so mehr, als ich immer geglaubt, daß es möglich wäre, den Eingeborenen ein Interesse für ihr eigenes leibliches Wohlergehen einzuflößen, wenn man es auf die geeignete Weise anfinge. Sie sind und bleiben sammt und sonders Menschen des Augenblicks und Zufalls und werden es bleiben, bis Gottes Macht sie auf wunderbare Weise ändert oder menschliche Gewalt sie zwingt. Wäre das Weizenfeld dicht bei der Hand gewesen, oder wäre das Korn früher reif geworden, ehe sie durch Verdienst ihre geringen Bedürfnisse befriedigt hatten, so würden sie es ohne Zweifel geschnitten haben; aber es ist unmöglich, sich allemal nach ihrer Bequemlichkeit zu richten. --

Zum Schluß füge ich noch hinzu, daß ich in der kommenden Woche, so Gott will, mit Minna Maschmedt aus Osnabrück von Bruder Meyer werde getraut werden, wodurch mein stets gehegter Wunsch, mit einer gründlich bekehrten Christin, lutherische Glaubensgenossin und Landsmännin in den Ehestand zu treten, in Erfüllung gehen wird und wofür ich dem Herrn herzlich danke.

Mich Ihrem brüderlichen liebevollen Andenken auch ferner empfehlend, bleibe ich in hochachtender und dankbarer Liebe

Ihr

C. W. Schürmann